

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | TOR

BRANDON Q. MORRIS

DIE
LETZTE
KOSMONAUTIN

ROMAN

 | TOR

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Tor
Frankfurt am Main, April 2022

© 2022 Brandon Q. Morris
Für die deutschsprachige Erstausgabe:
© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70675-4

5. OKTOBER 2029

ERDORBIT

Sie verankert ihre Stiefel in den Fußrasten und legt den Kopf in den Nacken, damit ihr die Lüftung den Schweiß nicht mehr direkt in die Augen treibt. Schon beim Training hat sie es Heiner gesagt: Es war ein Konstruktionsfehler, den Ventilator im Helm oberhalb der Hutlinie anzubringen. Wehe, die Missionskontrolle macht ihr deshalb Ärger. Die haben gut reden! Sollen sie doch selbst weniger heiße Luft absondern, statt ihr vorschreiben zu wollen, wie sie Ressourcen zu sparen hat. Mandy atmet absichtlich mehrmals tief ein und aus, bis ihr schwummrig wird.

Pause. Sie lässt das Kabel mit den elektrischen Kerzen los. Eine leichte Bewegung geht durch die schlangenförmige Kette, die in der Schleuse der RS Völkerfreundschaft endet. Dadurch wirkt sie fast lebendig, wie ein überdimensionaler Zitteraal. Das Tier hatte ihre Zwillinge sehr beeindruckt. Sie sieht sich mit den beiden Mädchen an der Hand durch den Leipziger Zoo spazieren.

Noch zwei Wochen, dann kommt die Ablösung. Sie muss sich auf die Realität konzentrieren. Tief unter ihr versetzt gerade der Stiefel des italienischen Festlands der Insel Sizilien einen Tritt. Ihre Stirnhaut spannt sich. Mandy würde sich gern kratzen. Sie versucht, den Kopf so weit nach unten zu drücken, dass der Flüssigkeitsspender die Stirn erreicht, damit sie sich daran reiben kann. Aber dafür ist der Helm nicht groß genug.

»Geht es dir gut?«

Das ist Bummi, der Roboter, ihr einziger Begleiter. Der Name, der von dem Bärenmaskottchen der Kinderzeitschrift stammt, passt überhaupt nicht zu ihm. Bummi sieht aus wie eine vierbeinige Spinne, weil sein Körper im Vergleich zu seinen fast zwei Meter langen Gliedern klein ist. Aus den Augenwinkeln sieht Mandy, wie er zu ihr gekrochen kommt. Er benutzt abwechselnd seine Arme und Beine, um sich über die Außenhaut der Völkerfreundschaft zu bewegen.

»Ja, ich lege nur eine kleine Pause ein«, sagt Mandy.

»Du solltest die Außenbordaktivität so kurz wie möglich halten.«

»Ich weiß, Bummi, ich soll Sauerstoff sparen.«

»Genau, aber mir geht es auch um dich. Jede Minute hier draußen vergrößert dein Unfallrisiko.«

»Ich weiß, du willst nur mein Bestes.«

Bummi antwortet nicht. Er antwortet nie auf Sätze, die nur das Offensichtliche feststellen. Manchmal traut ihm Mandy zu, dass er sich insgeheim für viel schlauer hält und von oben auf sie herabsieht, aber äußern würde sich der Roboter so nie. Sie löst den Blick von der Erdkugel, die ihr inzwischen den Atlantik zeigt. Als sie ihren Rumpf nach vorn beugt, um die Sicherungsleine an einer anderen Querstrebe einzuhaken, wird ihr kurz übel. Sie hat ihrem Körper zu lange das Gefühl gegeben, mit dem Kopf nach unten zu hängen, obwohl Raumrichtungen in der Mikrogravitation keine Rolle spielen.

»Du musst um den Bug herum«, sagt Bummi. »Oder soll ich das lieber übernehmen?«

»Nein danke, das schaffe ich schon.«

Mandy stößt sich ab und arbeitet sich in Richtung Bug voran, wo die Raumstation sich deutlich verjüngt. Daran merkt man am deutlichsten, dass sie aus einer ehemaligen Raketenoberstufe gebaut wurde. Das hatte sich als kostengünstigster Weg erwiesen, die im Rahmen des vierzehnten Fünfjahrplans zu errichtende erste Raumstation der DDR in den Erdorbit zu bekommen. Die Einweihung ist nun fünfzehn Jahre her. Damals hatte Mandy gerade die Kinder-

und Jugendsportschule abgeschlossen. Die Offiziersausbildung bei den Luftstreitkräften war ihr als einziger Weg erschienen, selbst einmal als Kosmonautin ins All fliegen zu können.

Hätte ihr damals jemand erzählt, sie würde heute als schwebender Elektriker eine Festbeleuchtung installieren, hätte sie nur laut gelacht oder diesen unverschämten Menschen als Republikfeind gemeldet.

»Vorsicht bei der Antenne«, sagt Bummi.

Mandy hakt die Sicherung ein, dreht sich um – und erschrickt. Der Roboter ist direkt hinter ihr. Er hat den linken Arm erhoben und hält seine Klaue über sie, als wolle er gleich zuschlagen.

»Was tust du da?«, fragt sie.

»Ich sichere dich. Dein Herzschlag hat sich beschleunigt, so dass ich von zunehmender Erschöpfung ausgehen muss.«

»Das ist nicht nötig. Es geht mir sehr gut.«

»Ich glaube, ich weiß besser ...«

»Ich befehle dir, diese unnötige Verschwendung von Ressourcen einzustellen.«

Der Roboter nimmt seinen Arm herunter.

»Was soll das?«, fragt Mandy. »Deine ganze Anwesenheit hier draußen ist überflüssig.«

»Jawohl.«

Bummi dreht sich um. Sein eiförmiger Körper schwingt durch, während er neben ihr her über die Außenhaut kriecht. Mandy bekommt eine Gänsehaut. Sie hat Spinnen noch nie gemocht. Sie traut dem Roboter nicht. Er hat zu oft seinen eigenen Kopf. Angeblich verfügt er über ein gewisses Maß an autonomer Intelligenz, etwa auf dem Niveau eines Schimpansen. Aber er erscheint ihr oft deutlich klüger. Bummi erinnert sie ein bisschen an den Stasihauptmann in ihrer Ausbildungseinheit. So wie der Zugriff auf alle Personalakten hatte, kontrolliert der Roboter sämtliche Systemdaten, darunter auch die Sensoren in ihrem Raumanzug.

Am Bug der Raumstation befindet sich eine große, drehbar gelagerte Antenne. Mandy verlegt die Kette mit den Leuchtkerzen in

ausreichendem Abstand zu ihr, denn sie ist ihre einzige Verbindung zur Erde. In ein paar Stunden müsste sie wieder in Reichweite der Kontrollstation auf dem Brocken kommen. Dann kann sie endlich länger mit Susanne und Sabine sprechen. Drei Monate ohne ihre Süßen sind doch eine verdammt lange Zeit.

Mandy setzt ihren Weg um die Station fort. Wie eine seltsame Schnecke hinterlässt sie dabei eine Spur aus einem dunkelgrünen Kabel, an dem etwa alle hundert Zentimeter eine kerzenförmige elektrische Lampe hängt. Dass sie die Kabeltrommel über den Rücken geschnallt hat, trägt sicher zu diesem Eindruck bei. Tatsächlich kommt sie nur im Schnecken tempo voran. Jeder Schritt in der Schwerelosigkeit stellt eine Herausforderung dar. Es gibt nur totales Schwarz und blendende Helligkeit, und wenn sie einen einzigen Schritt ohne Sicherungsleine wagte, würde sie damit ihr Leben riskieren.

Aber vermutlich kann sie das gar nicht. Sie musste die Abläufe im Wasserbecken des Sternenstädtchens so oft trainieren, dass sie ohne bewusstes Überlegen ablaufen. Zu gehen heißt, sich zu bücken und sich wieder aufzurichten, ohne darüber nachzudenken. Mandy lacht. Das könnte das Motto für ihr ganzes Leben in ihrem Heimatland sein.

Sie wischt den Gedanken beiseite. Er ist nicht hilfreich. Bummi streckt ihr einen Arm entgegen. Sie greift nach der Klaue, dem Universalwerkzeug am Ende des Arms, das sich auch prima als Waffe eignen würde. Sie muss aufpassen, dass sie mit dem Handschuh nicht die scharfe Schneide erwischt.

»Keine Sorge«, hört sie den Roboter im Helmfunk. »Ich habe den kleinen Finger über die Schneide gelegt. Dir kann nichts passieren. Vertrau mir.«

Kann man einer Maschine vertrauen? Unbedingt, und sie hat Übung darin. Mandy musste ihr ganzes Leben lang Maschinen vertrauen. Erst dem Motorrad, das sie sich als ehemalige Turnerin von den Prämien für ihre Siege bei DDR- und Europameisterschaften geleistet hat. Dann dem Trainingsflugzeug aus tschechischer Pro-

duktion, später kurz dem russischen und dann dem saudi-arabischen Kampfjet, den die NVA angeschafft hat, und schließlich der von DDR-Ingenieuren entwickelten dreistufigen Rakete, die sie vom Weltraumbahnhof Peenemünde in den Erdorbit und schließlich zur Raumstation Völkerfreundschaft gebracht hatte.

Also greift sie herzlich zu. Bummis Klaue schließt sich um ihre Hand.

»Ich habe dich«, sagt der Roboter. »Du kannst die Sicherungsleine jetzt ausklinken.«

Sie öffnet erst den Karabiner der einen, dann den der anderen Leine. Die beiden Seile tanzen um sie herum. Der Schwung, den sie dem Karabiner an ihrem Ende verliehen hat, bewegt sich als stehende Welle auf der Dederonschnur hin und her. Dann fliegt sie. Bummis langer Arm beschreibt einen großen Bogen. Sie entfernt sich einen, dann zwei Meter vom Schiff.

Mandy jauchzt. So hat es sich angefühlt, wenn ihr Vater sie in die Luft geworfen hat, als sie klein war. Ließe Bummi jetzt los, würde sie die Raumstation nie wieder erreichen. Ganz kurz gelingt es ihr, die Station komplett in ihr Blickfeld zu bekommen. Bummi muss mit einem anderen seiner Glieder das Kabel der Festbeleuchtung angeschlossen haben, denn die Völkerfreundschaft blinkt nun mit allen achtzig Kerzen wie ein Weihnachtsbaum. Eine Träne wird vom Impuls der Bewegung durch den Helm geschleudert. Es ist wunderschön.

Von der Erde aus wird diese Festbeleuchtung natürlich nicht zu sehen sein. Ihre Aufgabe ist es, morgen eine fliegende Kamera abzuschießen, die die Völkerfreundschaft mehrmals aus allen Richtungen filmen wird. Die Bilder sollen dann bei der zentralen Festveranstaltung in Berlin auf riesigen Projektionsschirmen gezeigt werden. Mandy Neumann, Heldin der DDR. Die Mädchen werden sich daran gewöhnen müssen, dass ihre Mutter berühmt ist. Hoffentlich müssen sie nicht darunter leiden.

»Ich setze dich jetzt in der Schleuse ab«, sagt der Roboter.

»Könntest du vorher etwas für mich tun?«

»Natürlich. Ich warte auf deine Befehle.«

»Schwenk mich noch einmal, wie du es gerade getan hast. Ich möchte die Wirkung der achtzig Kerzen prüfen.«

»Ich messe ihren Stromverbrauch und kann dir versichern, dass keine ausgefallen ist.«

»Es geht um die Wirkung. Das ist etwas Persönliches, das Maschinen nicht zugänglich ist.«

»Natürlich, Mandy. Ich schwenke dich noch einmal in drei - zwei - eins - jetzt.«

6. OKTOBER 2029 DRESDEN

»Nicht im Angebot«, meldet der Automat.

Tobias nimmt die Bierflasche heraus und legt sie dann wieder in die dunkle schwarze Öffnung. Es wird hell in der Röhre, und die Flasche dreht sich.

»Nicht im Angebot«, erscheint erneut auf dem Anzeigefeld.

Er zieht die Flasche heraus. Diesmal schiebt er sie mit der Öffnung voraus in den Automaten. Übelkeit überkommt ihn. Es kommt ihm vor, als würde er seine Pfandflaschen einem Metallorganismus in den Darm schieben.

Erneut wird die Öffnung hell. Die Bierflasche rotiert, dann saugt sie der Automat in sich hinein.

»Pfandbetrag 48 Pfennig. Bon drucken oder für antiimperialistische Solidarität spenden?«

Tobias dreht sich um, aber hinter ihm ist niemand. Hätte er Zuschauer, müsste er Vorbild sein. Also tippt er »Bon drucken« an, und kurze Zeit später erscheint sein Wertbon in dem schmalen Schlitz unter dem Bildschirm. Er steckt den nun leeren Dederonbeutel in die Jackentasche und will das Portemonnaie herausholen, um den Bon darin zu verstauen, da rempelt ihn jemand an.

»Was soll ...?«

Ein junger Mann mit langen Haaren sprintet an ihm vorbei. Er prallt gegen die gläserne Außentür der Kaufhalle, die sich nicht schnell genug geöffnet hat. Tobias überlegt noch, was das zu bedeuten hat. Er ist nicht im Dienst, also kann er sich mit dem Nachdenken Zeit lassen. Doch die Bäckereiverkäuferin sieht das nicht so.

»Herr Wagner, Herr Wagner!«, schreit sie. »Ein Dieb!«

Ihr Gesicht ist verzerrt vor Wut, sie ist vollkommen außer sich. Tobias entscheidet sich. Er ist der lange Arm des Gesetzes, auch am Wochenende. Den Typen kauft er sich.

»Bleib stehen, Bürschchen!«, ruft er und stürzt ihm hinterher.

Nach drei Schritten fällt ihm ein, dass sein Bon noch im Automaten steckt. Hoffentlich nimmt ihn niemand an sich. Für achtundvierzig Pfennig kann er immerhin neun halbe Semmeln kaufen!

Der Halbstarke ist schnell. Er fegt schon über den Platz vor der Kaufhalle, während Tobias noch im Schatten ihres dreieckigen Vorbaus ist. Er gibt alles, und schon ist das Seitenstechen da, genau wie damals in der Schule beim Dreitausendmeterlauf. Tobias ignoriert es. Der Jugendliche hat sich etwas angeeignet, das ihm nicht gehört, und er muss lernen, dass das Konsequenzen hat. Schneller, schneller. Er kürzt den Weg über den trockengelegten Springbrunnen ab.

»Beiseite! Aus dem Weg!«, ruft er, als ihm drei Mütter nebeneinander entgegenkommen und mit ihren Kinderwagen den Fußweg blockieren. Der Dieb rennt eindeutig in Richtung Straßenbahnhaltestelle. Ein lautes Quietschen von links zeigt, dass die 12 schon unterwegs ist. Das Bürschchen hat genug Vorsprung, um in aller Seelenruhe an der Haltestelle zusteigen und ihm eine Nase drehen zu können. Aber nicht mit ihm! Sein Herz pocht, doch Tobias wird nicht langsamer. Er muss die Haltestelle vor der Straßenbahn erreichen. Aber er kann nicht schneller als die Bahn rennen. Also wechselt er die Richtung und läuft dem Zug der Linie 12 entgegen. Ächzend erreicht er die neben der Straße verlaufenden Gleise. Eine Warn Glocke klingelt, Bremsen quietschen auf stählernen Rädern.

Der Straßenbahnfahrer verflucht bestimmt gerade den Verrückten, der vor seinem Zug auf die Schienen gesprungen ist.

So erreicht Tobias die erhöhte Plattform der Haltestelle doch noch vor der Straßenbahn. Der Dieb geht langsam rückwärts. Jetzt sitzt er in der Falle. Von einer Seite naht sein Häscher, an der anderen Seite schützt ein mannshoher Zaun die Straße davor, dass plötzlich Fahrgäste vor Autos treten.

»Hab ich dich!«, sagt Tobias.

Er packt den jungen Mann am Arm und reißt ihn herum.

»Ich nehme Sie hiermit in Gewahrsam.«

Er drückt den Mann, der die Sinnlosigkeit seiner Flucht eingesehen zu haben scheint und sich nicht mehr wehrt, mit einer Hand gegen den Zaun. Ein lautes Keuchen übertönt das Klingeln der Straßenbahn. Es ist Tobias' Keuchen, aber der Dieb zittert auch, das ist jetzt deutlich zu spüren. Mit der anderen Hand zieht er den Dederonbeutel aus der Hosentasche, dreht ihn zum Strick und bindet seinem Gefangenen damit die Handgelenke zusammen. Die Handgriffe des Beutels eignen sich wunderbar dazu, den jungen Mann hinter sich herzuziehen.

Die Menschen, an denen er mit dem Dieb im Schlepptau vorbeikommt, sehen ihn entweder mürrisch an oder schauen bewusst an ihm vorbei. Hat da gerade jemand ausgespuckt? Er trägt keine Uniform, also halten sie ihn wohl für jemanden von der Firma, einen Angehörigen des Ministeriums für Staatssicherheit. Aber niemand fragt ihn nach einem Ausweis. Nicht einmal der Bursche selbst will wissen, wer ihn da geschnappt hat. Hoffentlich hat er jetzt schon ein schlechtes Gewissen.

Noch schöner wäre es, sie würden vielleicht Verwandten oder Lehrern begegnen, die ihn kennen. Die Peinlichkeit, gefesselt einem Staatsvertreter hinterherlaufen zu müssen, wirkt als Lektion oft stärker als irgendeine Strafe, die in diesem Fall sowieso zur Bewährung ausgesetzt wird. Tobias Wagner ist seit mehr als zwanzig

Jahren beim Ministerium des Inneren, und er kennt seine Schächchen mittlerweile recht gut. Deshalb lässt er sich besonders viel Zeit.

»Wie heißt du?«, fragt er den Dieb.

»Mario.«

»Und weiter?«

»Schuster.«

»Wohnhaft?«, fragt Tobias.

»In der 12 da vorn.«

Wie praktisch – das Haus beherbergt auch seine Dienststelle.

»Arbeitsstelle?«

»Ich bin ...« Der Mann druckst herum. »Bin grad bei der Fahne.«

»Oh, Mann, wie bekloppt kann man denn sein!«

Da hat dieser Mario doch tatsächlich um das Wochenende des Republikgeburtstags herum Urlaub bekommen, und dann versaut er es so. Tobias braucht bloß den Kommandantendienst anzurufen, und schwupp, sitzt Schuster in seiner Kaserne im Arrest.

»Ich wollte für meine Verlobte Semmeln holen, und dann hatte ich das Portemonnaie vergessen. Sie wartet doch mit dem Frühstück auf mich.«

Der weinerliche Ton und der gesenkte Kopf des Jungen sprechen dafür, dass er die Wahrheit sagt. Aber vielleicht hat er es auch faust-dick hinter den Ohren.

Als sie an der Kaufhalle vorbeikommen, wartet die Bäckereiverkäuferin schon im Eingang. An ihrer Theke hat sich eine Schlange gebildet, während die breite Automatiktür immer wieder versucht, sich zu schließen.

»Ich wusste doch, dass Sie ihn schnappen, Herr Wagner.«

»Genosse Abschnittsbevollmächtigter«, korrigiert er sie. »Auch wenn ich keine Uniform trage, bin ich doch immer im Dienst.«

Er kauft hier jeden Tag seine Semmeln, exakt zwei Stück. An den Namen der Verkäuferin erinnert er sich trotzdem nicht. Er versucht,

ihn auf dem Schildchen zu lesen, das sie an der blauen Schürze trägt, erkennt aber nur ein »M« am Anfang und ein »er« am Ende.

»Danke, Frau Meier«, sagt er.

»Frau Müller.«

»Oh, natürlich.«

»Und, wo hat der Verbrecher seine Beute gelassen?«, fragt Frau Müller.

»Ich würde vorschlagen, Sie überlassen die Befragung des Verdächtigen mir, Frau Müller, und Sie kümmern sich wieder um Ihre Kundschaft.«

»Natürlich, Herr, ähm, Genosse Abschnittsbevollmächtigter.«

Vor dem Haupteingang des siebzehngeschossigen Wohnhauses mit der Nummer zwölf bleibt der Dieb stehen. Tobias' Dienststelle befindet sich im Erdgeschoss, hat aber einen separaten Eingang.

»Was ist?«, fragt Tobias. »Willst du noch mehr Schwierigkeiten machen?«

»Nein, das will ich nicht. Da oben wartet meine Verlobte auf mich. Sie hat noch geschlafen, als ich losgegangen bin. Jetzt macht sie sich bestimmte Sorgen.«

»Und daran bin ich schuld, oder was?«

»Nein, ich hätte nicht ...«

»Jetzt komm weiter, Mario. Das klären wir alles in der Dienststelle.«

Er zerrt den Mann weiter hinter sich her. Der schmale Weg neben dem Hochhaus ist von Abfall übersät. Manche Hausbewohner werfen ihren Müll einfach vom Balkon. Er muss den Hausmeister anrufen. Hier muss vor dem Republikgeburtstag unbedingt noch gekehrt werden.

»Da sind wir«, sagt Tobias und drückt mit Schwung die Eingangstür auf.

Gegenüber des Eingangs steht ein Schreibtisch. Dahinter sitzt ein

Uniformierter, der jetzt aufspringt. Dabei stürzt das Kartenhaus ein, an dem er gerade gearbeitet hat.

»Oberwachtmeister Schulte, Sie sind ja immer noch hier!«, sagt Tobias drohend.

Er sieht auf die Uhr, die unter dem Porträt des Partei- und Staatsratsvorsitzenden Krenz hängt. Es ist viertel neun. Schulte müsste längst auf seinem ersten Rundgang im Revier sein. Stattdessen baut er hier Kartenhäuser!

»Ich ... ich dachte ...«

»Denken Sie nicht, erfüllen Sie Ihre Pflicht, wie es Partei und Volk von Ihnen verlangen.«

Schulte hat vermutlich gehofft, heute eine ruhige Kugel schieben zu können, aber daraus wird nichts.

»Natürlich, Genosse Leutnant«, sagt der Hauptwachtmeister und schiebt die Ruinen seines Hausbaus zusammen.

»Lassen Sie das, raus mit Ihnen an die frische Luft!«

»Jawohl.«

Schulte kommt mit offener Jacke um den Tisch herum und greift nach der Türklinke.

»Mann, Ihre Uniform!«

Schulte zuckt zusammen. Hektisch versuchen seine Finger, die Knöpfe der grünen Uniformjacke in die Knopflöcher zu pfiemeln. Sie rutschen aber immer wieder ab.

»Machen Sie das draußen und vergessen Sie Ihre Mütze nicht!«

»Danke, Genosse Leutnant.«

Schulte greift nach seiner Schirmmütze und verlässt fluchtartig die Dienststelle.

»So, und was machen wir jetzt mit dir, mein Junge?«, fragt Tobias.

Er nimmt Mario Schuster die Fesseln ab. Zum Glück knittert so ein Dederonbeutel nicht. Er faltet ihn sorgfältig und steckt ihn dann in die Gesäßtasche seiner Jeanshose. Dann läuft er um den Schreibtisch herum und setzt sich auf seinen Stuhl. Die Sitzfläche ist noch ganz warm, das ist ihm unangenehm. Hätte Schulte sich nicht einen eigenen Stuhl mitbringen können? Aber er darf sich nicht be-

schweren. Heute wäre er ja eigentlich zu Hause. Normalerweise würde er jetzt die beiden Semmeln mit Butter beschmieren und mit Wurst belegen und sich dann auf seinen Balkon im zehnten Stock des Nachbarhauses setzen und gemütlich über das spätsommerliche Dresden blicken.

Daraus wird nun nichts. Semmeln hat er nicht gekauft, und inzwischen wird es keine mehr geben. Er hat sogar seinen Bon eingebüßt. Alles wegen dieses Bürschchens, das zu faul war, sein vergessenes Portemonnaie zu holen.

»Warum hast du nicht gefragt, ob du später zahlen kannst?«

»Habe ich doch, aber die Verkäuferin wollte mir die Tüte wieder abnehmen.«

Schuster sieht ihn an wie ein kleiner Junge, der bei einem Streich erwischt wurde. Das war aber kein Streich!

»Und dann hast du dich einfach losgerissen und bist abgehauen?«

»Ja, das war ein Impuls, es ist einfach so passiert.«

Schuster scharrt mit dem linken Fuß.

»Genosse ABV.«

»Was?«

»Es heißt, ›Wie bitte?‹, und es heißt, ›Es ist einfach so passiert, Genosse ABV.«

»Schuldigung. Es ist einfach so passiert, Genosse ABV.«

Tobias seufzt. Der junge Mann verdreht die Schultern. Wahrscheinlich knetet er seine Hände. So eine Dederonfessel drückt ordentlich das Blut ab. Das geschieht ihm ganz recht. Was soll Tobias nur mit ihm machen?

»Und deine Beute?«, fragt er.

»Weggeworfen, Genosse ABV.«

Auch das noch. Dann ist der Schaden nicht mehr gutzumachen. Tobias ist drauf und dran gewesen, dem jungen Mann den fehlenden Betrag auszulegen.

»Das ist schlecht«, sagt er.

Er steht auf und läuft ein paar Schritte hin und her. Der Mann ist Soldat der Nationalen Volksarmee. Also geht er Tobias eigentlich

gar nichts an. Er nimmt sein Handtelefon aus der Hosentasche und scrollt die Kontaktliste nach unten. Da ist sie, die Nummer des Kommandantendienstes. Er braucht dort nur anzurufen, und eine halbe Stunde später ist er das Problem los.

Aber die Verlobte tut ihm leid. Sie kann nichts dafür. Er stellt sich vor, wie sie aufwacht, erst im Bett nach ihrem Mario tastet, dann nach ihm ruft.

»Hast du Kinder?«, fragt er.

»Noch nicht. Wir wollten gerade anfangen. Haben uns die Wohnung mit dem Ehekredit schön eingerichtet, und jetzt wollen wir den Kredit abkindern.«

»Ich fürchte, daraus wird erst einmal nichts«, sagt Tobias. »Die Streife wird dich zurück in die Kaserne bringen.«

»Bitte nicht, Genosse ABV. Da muss es doch auch einen anderen Weg geben?«

Schuster geht in die Hocke und fleht ihn an. Aber Tobias kann doch gar nichts für ihn tun!

»Ich kehre auch den gesamten Weg um das Haus und auch um das Nachbarhaus.«

Der junge Mann muss bemerkt haben, wie sehr ihm der Müll auf dem Weg missfallen hat. Sehr aufmerksam. Tobias schüttelt den Kopf.

»Jeden Tag!«, fügt Schuster hinzu.

Aber auch der Klassenfeind ist aufmerksam. Wenn er seine Pflicht nicht erfüllt und den Mann laufenlässt, wird sich das herumsprechen. Irgendwer quatscht immer, und wenn es die Bäckereiverkäuferin ist, Frau Meier. Er steht kurz vor der Beförderung zum Oberleutnant. Da darf er sich nicht so einen Patzer leisten.

»Es tut mir leid, Schuster. Aber um den Kommandantendienst führt kein Weg herum. Sie sind kein Zivilist. Sie vertreten die bewaffneten Organe unseres Arbeiter- und Bauernstaates. Da tragen Sie eine ganz besondere Verantwortung. Wie schon unser Genosse Egon Krenz sagt ...«

»Scheiß auf den Polit-Uropa.«

»Wie bitte?«

Wenn das jemand gehört hat! Tobias sieht sich um. Ob seine Dienststelle überwacht wird? Er hofft es nicht. Er hat sich noch nie etwas zuschulden kommen lassen.

»Schei...«

»Nein, wiederholen Sie es nicht, Schuster. Es ist besser für Sie. Ich werde jetzt den Kommandantendienst anrufen.«

»Bitte nicht, Herr Wagner.«

»Genosse ABV! Wie oft soll ich es Ihnen noch sagen! Ich habe gar keine andere Wahl.«

»Aber dann werde ich Martina in den nächsten drei Monaten nicht wiedersehen! Und sie weiß nicht einmal, was mit mir los ist!«

»Das hättest du dir eher überlegen müssen.«

Der Junge fängt an zu weinen. Auch das noch! Er kann doch niemanden weinen sehen. Tobias dreht sich zur Seite.

»Jetzt hör auf zu heulen. Wie heißt sie denn genau, deine Verlobte? Ich werde ihr sagen, wo du bist.«

»Martina Frommann, mit zwei ›m‹.«

Schuster beißt sich auf die Unterlippe. Sie blutet schon. Tobias ärgert sich. Wäre er doch bloß nicht so ehrgeizig gewesen. Er hätte ihn nur entkommen lassen müssen. Niemand hätte ihm einen Vorwurf gemacht, wenn ein Achtzehnjähriger einem über Vierzigjährigen davonrennt. Jetzt hat er auch noch diese Verlobte am Hals.

Eine halbe Stunde später hält die Streife vor seiner Dienststelle. Tobias begleitet seinen Fang nach draußen und übergibt ihn zwei Soldaten und einem Unteroffizier mit weißem Koppelzeug. Sie verabschieden sich mit militärischem Gruß und fahren in ihrem Trabant-901-Pick-up davon.

Hauptwachtmeister Schulte ist noch nicht wieder zurück. Tobias schließt die Dienststelle ab und läuft zum Haupteingang des Hochhauses. Schulte hat hoffentlich seinen Schlüssel mitgenommen. Er ist immer noch in Zivil. Soll er schnell in die Uniform schlüpfen?

Aber die Frau muss ihn kennen, selbst wenn er sich nicht an ihren Namen erinnern kann. Er führt auch das Hausbuch dieses Gebäudes und des benachbarten. Jeder Neubewohner muss sich bei ihm vorstellen, und natürlich jeder Besuch.

Tobias findet den Namen an einem der Klingelschilder, etwa in der Mitte. Frommann, Martina wohnt im sechsten Stockwerk. Er hat Glück. Einer der beiden Fahrstühle wartet leer im Erdgeschoss. Tobias steigt ein und drückt den Knopf mit der 6. Die Zahl ist kaum noch zu erkennen. Klappernd und quietschend bewegt sich der Aufzug nach oben. Im sechsten Stock steigt er aus. Vor ihm liegt ein langer Gang, von dem Türen nach links und nach rechts abgehen. Es riecht nach Putzmittel, nach Urin und nach verbranntem Essen.

Vor jeder Tür bleibt Tobias kurz stehen, um den Namen zu lesen. Kurz vor Ende, wo sich der Gang etwas weitet, findet er sein Ziel. Er klingelt.

»Komme!«, ruft eine weibliche Stimme von innen. »Hast du etwa schon Semmeln geholt?«

Die Tür öffnet sich. Vor ihm steht eine junge Frau mit strubbelig-nassen blonden Haaren, die sich in ein Handtuch gewickelt hat. Erschrocken tritt sie ein paar Schritte zurück, vergisst aber, die Tür zu schließen. Vielleicht hat sie auch gemerkt, dass Tobias einen Fuß hineingestellt hat. Das ist ein Reflex. Vor allem wenn er in Uniform klingelt, schlagen ihm die Menschen oft im ersten Moment die Tür vor der Nase zu. Er nimmt das nicht persönlich. Vermutlich würde er es selbst nicht anders machen. Auch er fühlt sich bei jeder Kontrolle vom Reichsbahnschaffner erwischt, obwohl er eine Fahrkarte auf dem Handtelefon hat.

»Guten Morgen, Frau Frommann«, sagt er. »Ich bin Tobias Wagner, Ihr Abschnittsbevollmächtigter. Sie müssten mich kennen.«

Die Frau tritt wieder einen Schritt nach vorn.

»Das stimmt, ich erkenne Sie«, sagt sie. »Entschuldigen Sie meine Reaktion, aber ich warte eigentlich auf meinen Verlobten.«

»Auf Herrn Schuster? Wohnt er schon länger hier?«

»Nein, nein, er ist nur zu Besuch. Er ist erst heute Morgen einge-

treffen. Selbstverständlich wird er sich gleich noch bei Ihnen anmelden und ins Hausbuch eintragen. Wir wollten nur erst frühstücken.«

»Ich fürchte, daraus wird nichts, Frau Frommann.«

Die Frau reißt die Augen auf.

»Oh, ist ihm etwas passiert? Hatte er einen Unfall? Ich habe noch geschlafen, als er losgegangen ist. Ich glaube, er wollte Semmeln kaufen.«

»Ich denke, er ist heute Morgen erst angekommen?«

»Ja, das ist er, mit dem Nachtzug aus Eisenhüttenstadt. Wir haben uns ... begrüßt, und dann bin ich noch einmal eingeschlafen.«

Tobias bemerkt, wie ihre Wangen leicht erröten.

»Verstehe. Nun, er hatte keinen Unfall. Er musste allerdings dringend wieder abreisen.«

»Ohne sein Gepäck?«

»Ja, leider. Ich vermute, Sie können ihm sein Gepäck in die Erich-Honecker-Kaserne in der Neustadt hinterherbringen. Man wird Sie anrufen und Ihnen Näheres sagen. Er bat mich nur, Sie kurz zu informieren.«

Die Frau sieht aus, als bräche sie ebenfalls gleich in Tränen aus. Rasch verabschiedet sich Tobias mit einem militärischen Gruß, was ein technischer Fehler ist, da er keine Uniform trägt. Dann dreht er sich um und läuft Richtung Fahrstuhl.

Das Geräusch nackter Füße auf Linoleum verfolgt ihn, und eine Hand legt sich auf seine Schulter.

»Vielen Dank, Genosse ABV, dass Sie meinem Mario diesen Wunsch erfüllt haben. Sie sind ein guter Mensch«, sagt die Frau.

»Hab nur meine Pflicht getan«, sagt Tobias.

Das ist nicht gelogen, aber trotzdem kann er sie dabei nicht ansehen. Sie ahnt ja nicht, dass ihr Mario seinetwegen vom KD abgeholt wurde.